

Was heißt, einen Schriftsteller besser verstehen, als er sich selber verstanden hat?*

Von Otto Friedrich Bollnow

Inhalt

1. Die Fragestellung 1
2. Zur Geschichte der Formel 2
3. Die Deutung der Formel durch Boeckh und Dilthey 3
4. Vorbereitende Abgrenzungen 4
5. Die Bedingungen der Möglichkeit eines Eben-so-gut-Verstehens: Die Bündigkeit des Werks 5
6. Das Besser-Verstehen als Ergänzen des Unvollendeten 7
7. Das Besser-Verstehen als Erhellen der Hintergründe 9
8. Die schöpferische Deutung des Ausdrucks. Die Lehre vom unbewußten Schaffen 10
9. Die Grenzen des Besser-Verstehens 12
10. Das Wechselverhältnis von kritischem und. schöpferischem Verstehen 13

1. Die Fragestellung

Bei der Auslegung philosophischer Texte und schriftlicher Denkmäler überhaupt stößt man häufiger auf den Ausspruch, es komme darauf an, einen Schriftsteller besser zu verstehen, als er sich selber verstanden habe. Dieser Ausspruch klingt zunächst wie Vermessenheit. Wenn alles Verstehen ein Nachvollziehen des Erlebens eines andern ist, dann muß der Erlebende selbst doch am besten wissen, was in ihm vorgeht, und darum auch selbst am besten wissen, was er meint, wenn er etwas sagt. Die ideale Grenze alles Verstehens wäre dann die: genau das nachvollziehen und wiederherstellen zu können, was in dem Erlebenden selber unmittelbar gegeben gewesen ist. Und man sieht leicht, in wie unvollkommener Annäherung diese ideale Grenze je erreicht werden kann, wenn man sich überlegt, ein wie schwacher Abglanz des lebendigen Lebens das gesprochene Wort, ein wie viel schwächerer Abglanz aber das geschriebene oder gedruckte Wort ist, das nicht mehr von der leibhaften Anschauung des lebendigen Minenspiels unterstützt wird. Einen Schriftsteller besser zu verstehen, als er sich selber verstanden hat, das kann daher gar nicht anders erscheinen als als Ausdruck einer leichtfertigen Vermessenheit.

Und dennoch drängt sich dieser Satz aus der konkreten Arbeit der Textinterpretation immer wieder wie von selbst auf – vielleicht nicht ganz ernst genommen, vielleicht mit einem leisen Unterton der Selbstironie ausgesprochen, aber doch als ein echter Ausdruck einer sich bei der Arbeit der Textauslegung immer wieder ein- [117/118] stellenden Sachlage. Und es entsteht dann die Frage: Ist das, was zunächst wie Vermessenheit erscheint, vielleicht doch der Ausdruck einer echten Zielstellung, die sich bei jeder etwas schwierigeren Aufgabe der Textdeutung ergibt?

So schwankt die Meinung zwischen einem Für und Gegen und pflegt sich dann meist bei der unentschiedenen Antwort zu beruhigen, daß an dieser Formulierung schon „etwas Richtiges daran“ sei. Daß „etwas Richtiges daran ist“, das soll bedeuten, daß man diesen Satz zwar

* Erschienen in: Deutsche Vierteljahresschrift, 18. Jahrgang 1940, Heft 2, S. 117-138. Es handelt sich um einen Herman Nohl zum 60. Geburtstag gewidmeten Vortrag vor der Kantgesellschaft in Halle im Sommer 1939. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

nicht im vollen Ernst behaupten könne, daß er aber in einer gewissen spielerischen Zuspitzung doch auf eine sinnvolle und notwendige Fragestellung hinweise.

Aber hier, scheint mir, muß man mit einer sorgfältigeren Betrachtung einsetzen. Die Anschauung, daß mit diesem Satz eine halbe Wahrheit getroffen sei, daß er ungefähr etwas Richtiges besage, ist darum so gefährlich, weil sie mit dieser Beruhigung die weitere Frage abschneidet und damit den tieferen, in seiner Unheimlichkeit hier ans Licht drängenden Zusammenhang wieder verdeckt. Und darum entsteht die Aufgabe, hier tiefer zu greifen und die halbe Wahrheit von der ganzen Wahrheit her zu verstehen, die sich in ihr abspiegelt. Um der hierbei zu erringenden Klarheit willen darf man auch vor den Selbstverständlichkeiten nicht zurückschrecken, die eine Verfolgung dieses Weges, wenigstens auf der ersten Strecke, langweilig und wenig fruchtbar erscheinen lassen.

Es kommt also darauf an, in der Untersuchung der Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit dessen, daß man ein Erzeugnis des menschlichen Geistes besser verstehen kann, als es von seinem eignen Schöpfer verstanden ist, den weiteren Horizont zu entfalten, in dem dieses scheinbare Paradoxon seinen eigentlichen Sinn enthüllt, und damit zugleich auch nach außen hin den Bereich, in dem ein solches besseres Verstehen sinnvoll möglich ist, gegen den andern Bereich abzugrenzen, in dem diese Forderung ihren Sinn verliert.

2. Zur Geschichte der Formel

Vor dem Eintreten in die sachliche Erörterung erscheint es zweckmäßig, mit ein paar kurzen Hinweisen auf die *Geschichte dieser Formel* einzugehen. In die modernen methodischen Erörterungen, in denen sich diese oder verwandte Formeln verschiedentlich finden, ist dieser Satz durch *Dilthey* eingegangen. Er findet sich bei ihm in den handschriftlichen Zusätzen zu seiner [118/119] 'Entstehung der Hermeneutik'. Dilthey spricht hier von der „Regel: besser verstehen, als der Autor sich verstanden hat“¹. Aber schon die Bezeichnung dieses Satzes als „Regel“ deutet darauf hin, daß er mit dieser Formel auf etwas zurückweist, was er aus der Überlieferung der philologischen Methode als bekannt voraussetzen kann, und es fragt sich daher, von wo her er diesen Gedanken aufnimmt.

Wie sehr viele Gedanken Diltheys über das Verfahren der Geisteswissenschaften und wie insbesondere die ganze ausdrückliche Entfaltung des sog. „Zirkels im Verstehen“ weist auch diese Regel auf *Schleiermacher* zurück und findet sich entsprechend auch in dessen 'Hermeneutik' ausdrücklich ausgesprochen. Aber auch schon Schleiermacher nimmt diesen Gedanken wie etwas Bekanntes auf und stellt nur fest, es sei „überhaupt etwas Wahres an der Formel, die höchste Vollendung der Auslegung sei, einen Autor besser zu verstehen, als er selbst von sich Rechenschaft geben könne“².

Auf dem Wege über Schleiermacher wird dieser Gedanke dann auch von *Boeckh* in seiner 'Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften' aufgenommen und weiter durchgeführt. Auch Boeckh stellt fest, „daß der Ausleger den Autor nicht nur eben so gut, sondern sogar besser noch verstehen muß als er sich selbst“³.

Wenn aber auch Schleiermacher diesen Satz schon als eine „Formel“ zitiert, an der „etwas Wahres“ sei, so beweist dies, daß auch er hierin schon auf etwas Bekanntes zurückgreift, und zwar auf etwas, was er als so allgemein bekannt voraussetzen kann, daß er sich die ausdrückliche Herkunftsbezeichnung dieses Zitats ersparen kann. Und es entsteht die Frage: wo liegt der weitere Ursprung dieses Satzes vor Schleiermacher? In der hermeneutischen Literatur habe ich diese Formel nicht weiter zurückverfolgen können. So findet sie sich nicht bei Fried-

¹ Wilhelm Dilthey, 'Gesammelte Schriften', Bd. V, S. 335.

² Friedrich Schleiermacher, Werke, 3. Abt., Bd. III, S. 362. vgl. auch Bd. V, S. 437.

³ August Boeckh, 'Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften', S. 87.

rich August Wolf, an den man vielleicht denken könnte. Dagegen findet sie sich an einigen bedeutsamen Stellen in der Geschichte der Philosophie.

Hierin gehört vor allem die bekannte Stelle zu Beginn der „Transzendentalen Dialektik“, wo Kant sich bei der Einführung [119/120] seiner Ideenlehre auf Platon beruft und dabei zur Rechtfertigung seiner von Platon abweichenden Auffassung bemerkt: „daß es gar nichts Ungewöhnliches sei, sowohl im geheimen Gespräche, als in Schriften, durch die Vergleichung der Gedanken, welche ein Verfasser über seinen Gegenstand äußert, ihn sogar besser zu verstehen als er sich selbst verstand, indem er seinen Begriff nicht genugsam bestimmte, und dadurch bisweilen seiner eigenen Absicht entgegenredete oder auch dachte“⁴.

Wohl in Kenntnis dieser Stelle findet sich diese Wendung dann auch bei *Fichte* in der letzten seiner ‘Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten’, in der er sich mit der Lehre Rousseaus in der Weise auseinandersetzt, daß er zunächst in dieser Widersprüche zu zeigen und diese dann aufzulösen unternimmt. Hier heißt es: „Wir werden den Widerspruch lösen; wir werden Rousseau besser verstehen, als er selbst sich verstand, und wir werden ihn dann in vollkommener Übereinstimmung mit sich selbst und mit uns antreffen“⁵. Die sachliche Berechtigung, aber auch die gewisse Gewalttätigkeit dieses Verfahrens ist darin klar ausgesprochen.

Und schon wenige Jahre darauf wendet sich *Herbart* in der Verteidigung seiner eigenen Arbeiten gegen die Eigenmächtigkeit, die im Gebrauch dieses Verfahrens liegen kann: „Das hier Vorgetragene ... ist hoffentlich nicht neu und nicht alt genug, um jemanden Lust zu machen, es auf fremde Theorien zu reimen, und es besser als der Verfasser verstehen zu wollen.“⁶

Aber ob man bei Kant beim wirklichen Ursprung dieser Formel angelangt ist, muß zweifelhaft bleiben. Früher als bei Kant habe ich sie zwar nicht nachweisen können, aber gegen den Ursprung bei Kant scheint mir schon der sprachliche Stil dieser Wendung zu sprechen, der in seiner leicht geistreichelnden Ausdrucksweise zu stark von dem schwerfälligen Ernst der sonstigen Sprache der Vernunftkritik abweicht. Man wird bei der etwas jargonhaft anmutenden, mit dem Schein der Respektlosigkeit spielenden Ausdrucksweise wohl am ehesten an eine Formel denken müssen, die sich im mündlichen Umgang der Philologen herausgebildet hat und die dort rasch zu einer weiten Verbreitung gekommen ist, weil sie in der Tat schlagartig ein entscheidendes Grundproblem in der Tätigkeit des Philologen aufdeckt. Hier mag das Wort lange verbreitet gewesen sein, ehe es zum erstenmal in die Welt der quellenmäßig belegbaren gedruckten Literatur eingegangen ist, so wie das Wort ja auch heute noch viel weiter verbreitet ist, als man in der gedruckten Literatur wirklich greifen kann.

3. Die Deutung der Formel durch Boeckh und Dilthey

Ehe wir versuchen, den Satz systematisch zu untersuchen, ist es vielleicht zweckmäßig, in einer vorbereitenden Weise von den angeführten Stellen auszugehen, um aus der Art und Weise, wie er hier eingeführt wird, etwas für die Richtung zu entnehmen, in die er zielt. Einen deutlichen Hinweis enthält schon die mitgeteilte Stelle bei Kant. Bei Schleiermacher bleibt er ohne nähere Begründung. Aber bei *Boeckh* wird er dann zum Anlaß einer ausführlicheren Erörterung über das Wesen wissenschaftlichen Verstehens:

„Der Schriftsteller komponiert nach Gesetzen der Grammatik und Stilistik, aber meist nur bewußtlos. Der Erklärer dagegen kann nicht vollständig erklären, ohne sich jener Gesetze bewußt zu werden, denn der Verstehende reflektiert ja; der Autor produziert, er reflektiert

⁴ Immanuel Kant, Kr. d. r. V., 2. Aufl., S.370.

⁵ Fichte, Werke, hgg. v. F. Medicus, Bd. I, S. 265.

⁶ Johann Friedrich Herbart, ‘Über die ästhetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung’, § 48.

nur dann über sein Werk, wenn er selbst wieder gleichsam als Ausleger über demselben steht. Hieraus folgt, daß der Ausleger den Autor nicht nur ebensogut, sondern sogar besser noch verstehen muß als er sich selbst. Denn der Ausleger muß das, was der Autor bewußtlos geschaffen hat, zum klaren Bewußtsein bringen, und hierbei werden sich ihm alsdann auch manche Aussichten erschließen, welche dem Autor selbst fremd gewesen sind.⁷

Die entscheidende Grundlage liegt also in dem *Verhältnis von „Produzieren“ und „Reflektieren“*. Während das erstere „bewußtlos“, d. i. unbewußt geschieht – wenn auch nicht hinsichtlich des Inhalts, so doch hinsichtlich der Form, der „Gesetze der Grammatik und Stilistik“ – so geschieht die Tätigkeit des Auslegers doch in der vollen Ebene des Bewußtseins. Sie muß zum Gegenstand machen, was dem Schreibenden selber verborgen geblieben war. Sie kann infolgedessen auch Dinge in den Blick bekommen, „manche Aussichten erschließen“, die dem Schreibenden selber verborgen geblieben waren.

Und in genau derselben Richtung geht dann auch der Gedanke bei *Dilthey*: [121/122]

„Aus der Regel: besser verstehen, als der Autor sich verstanden hat, löst sich auch das Problem von der Idee einer Dichtung. Sie ist [nicht als ausdrücklicher Gedanke, aber] im Sinn eines unbewußten Zusammenhangs, der in der Organisation des Werkes wirksam ist, und aus dessen innerer Form verstanden wird, vorhanden; ein Dichter braucht sie nicht, ja wird [ihrer] nie ganz bewußt sein; der Ausleger hebt sie heraus, und das ist vielleicht der höchste Triumph der Hermeneutik“⁸

Es ist also zunächst derselbe Gedanke: daß die innere Form des Geschaffenen dem Schaffenden selber nicht bewußt ist, daß sie vom Deutenden aber herausgehoben werden kann und muß. Zugleich aber findet die Lehre hier eine entscheidende Vertiefung: An die Stelle der „Gesetze der Grammatik und Stilistik“ tritt hier die „innere Form“ des Werks überhaupt, und diese ist wiederum mit der Idee einer Dichtung so unmittelbar eins, daß das Besser-Verstehen über die bloße Form hinaus auch tief in den inhaltlichen Kern des Werks selbst hineingreift. Es ist bei Dilthey die Überzeugung, daß nicht nur der Form nach, sondern zugleich im Gehalt des Hervorgebrachten das wirklich schöpferische Schaffen unbewußt verläuft. Es ist Diltheys Lehre vom „*unbewußten Schaffen*“, wie sie im innersten Zusammenhang seiner Philosophie verwurzelt ist.

Einen Autor besser zu verstehen, als er sich selber verstanden hat, ist also nach Dilthey darum möglich, weil das Schaffen unbewußt verläuft und erst in der Deutung zum vollen Bewußtsein kommt. Und einen Autor besser zu verstehen, als er sich selber verstanden hat, ist so weit und nur so weit möglich, als eben das Schaffen im Unbewußten verläuft. Damit wird deutlich, wie sehr diese Frage über den Umkreis einer bloßen Methodik der Geisteswissenschaften hinaus in den tieferen Bereich der Frage nach dem Wesen des Menschen überhaupt zurückführt.

4. Vorbereitende Abgrenzungen

Man könnte sich wohl einen Weg denken, der allein aus der Interpretation dieser beiden Stellen aus Boeckh und Dilthey den vollen Sinn unsres Satzes entwickelte. Es sei gleich hier angedeutet, daß wirklich in der Lehre vom unbewußten Schaffen die wesentliche Grundlage für sein Verständnis gelegen ist. Aber trotzdem erscheint es zweckmäßig, ein wenig weiter auszuholen; denn wenn man hier direkt zugreifen würde, bestünde die Gefahr, daß dabei [122/123] wesentliche Fragen übersprungen würden und nachher ganz aus dem Umkreis der Aufmerksamkeit verschwänden: Wenn wir den Sinn eines möglichen Besser-Verstehens untersuchen wollen, so wäre zuvor zu fragen, ob der Bereich, in dem wir sinnvollerweise ein solches Besser-Verstehen erwarten können, mit dem Bereich des Verstehens überhaupt zu-

⁷ August Boeckh, a. a. O.

⁸ Wilhelm Dilthey, a. a. O.

sammenfällt, d. h. ob man, soweit man versteht, auch besser verstehen kann, oder ob sich vielleicht im umfassenderen Bereich des Verstehens ein engerer Bereich des möglichen Besser-Verstehens absondert.

Ehe wir an die eigentliche Frage herangehen, ist zunächst eine Unbestimmtheit zu beheben, die gleich zu Anfang unsre allerersten Überlegungen verdunkelte: Wir waren ausgegangen von dem Eindruck der Vermessenheit, der darin liegt, daß ein anderer besser über einen Menschen Bescheid wissen will als dieser selbst. Darin wirkte sich störend die Doppeldeutigkeit des Verstehensbegriffs aus, nach der sich das Verstehen einmal auf das seelische Leben richtet, das in dem betreffenden Menschen vor sich geht, und zweitens auf den davon losgelösten Sinnzusammenhang der Verlautbarung, die er aus sich herausgestellt hat. Wenn wir hier davon sprechen, daß wir einen Schriftsteller verstehen, meinen wir immer den Text, den er geschrieben hat, oder das Werk, das er gestaltet hat. Wir schalten also die Frage nach dem seelischen Erleben aus und achten allein auf die Sache, die daraus hervorgegangen ist.

Damit sind zwei Fragen gleichzeitig als für unsre besondern Zwecke nur verwirrend beiseite geschoben: Das erste ist die Frage, wie weit die Stärke und inhaltliche Fülle des aktuellen seelischen Erlebens in einem verstehenden Nacherleben nachgebildet werden kann. Und hier scheint kein Zweifel daran zu bestehen, daß dies nur in einem sehr beschränkten Maß der Fall sein kann und daß in diesem Sinn das Verstehen das Erleben nie erreichen und erst recht nicht übertreffen kann. Das zweite ist die Frage, wie weit dies Erleben in seinem Sinn von einem fremden Verstehenden besser verstanden werden kann als von dem Erlebenden selbst. Hier tun sich sehr wesentliche Fragen über das Verhältnis von Selbstverstehen und Fremdverstehen auf, die in sehr tiefe Zusammenhänge hinabreichen, die aber in eine ganz andre Richtung führen und die wir darum an dieser Stelle nicht weiter verfolgen können.

Für uns handelt es sich bei der Möglichkeit des Besser-Verstehens immer nur um das Werk und im einfachsten Fall um den gegebenen sprachlichen Text, nie um die individuellen seelischen Untergründe, [123/124] aus denen sie hervorgewachsen sind. „Schriftsteller“ ist in diesem Fall also die Sammelbezeichnung für das vorliegende Werk, und es handelt sich in unserem Satz strenger genommen darum, ein Werk besser zu verstehen, als es von seinem eignen Schöpfer verstanden worden ist. Damit hat unsre Formel wenigstens einen Teil ihrer Fragwürdigkeit verloren. Allerdings ist der verbleibende Rest noch schwerwiegend genug.

5. Die Bedingungen der Möglichkeit eines Eben-so-gut-Verstehens: Die Bündigkeit des Werks

Nach diesen vorbereitenden Abgrenzungen können wir jetzt an die Sache selbst herangehen. Dabei handelt es sich zunächst um das, was schon berührt wurde: Ehe wir sinnvoll fragen können: wie weit ist es möglich, einen Schriftsteller besser zu verstehen, als er sich selber verstanden hat, müssen wir zuvor die einfachere Frage beantwortet haben: wie weit ist es möglich, einen Schriftsteller überhaupt erst einmal *ebenso gut zu verstehen*, wie er sich selber verstanden hat, d. h. wie weit ist es möglich, den von ihm gemeinten Sinn voll und lückenlos im Verstehen auszuschöpfen ?

Um zunächst an einem möglichst krassen Beispiel zu beginnen: Einen *mathematischen Lehrsatz* etwa verstehen wir, wenn uns der innere Zusammenhang der in ihm miteinander in Beziehung gesetzten Glieder von innen her durchsichtig geworden ist. Und hier ist ganz deutlich: Man kann einen solchen Satz nicht besser und nicht schlechter verstehen. Solange einem der innere Zusammenhang noch nicht in restloser Klarheit aufgegangen ist, solange hat man ihn überhaupt noch nicht verstanden. Und umgekehrt: hat man ihn erst einmal wirklich verstanden, d. h. ist einem der darin ausgesagte Zusammenhang in seiner inneren Notwendigkeit erst einmal aufgegangen, so bedeutet dies eine so restlose Klarheit, daß diese nicht noch einmal verbessert werden kann. Der Sinngehalt des Satzes ist mit dem Verstehen zur glatten

mal verbessert werden kann. Der Sinngehalt des Satzes ist mit dem Verstehen zur glatten und restlosen Deckung gebracht⁹.

Hiergegen darf nicht der Einwand erhoben werden, das Beispiel des mathematischen Satzes sei schief gewählt, weil dieser aus einer [124/125] andern Wissenschaft entlehnte Fall unsrer auf die Geisteswissenschaften zugeschnittenen Fragestellung unangemessen sei. Es handelt sich auch in der Mathematik um einen reinen Fall geistigen Verstehens, und was hier nur mit einer größeren Deutlichkeit hervortritt, das gilt zugleich von jedem andern Satz oder Satzzusammenhang, der seinen Sinn in klarer und logisch einwandfreier Form ausspricht. In diesem Sinn betont Fichte einmal in einer Einleitung zu seiner Wissenschaftslehre (von 1794). „Was vollkommen klar gedacht worden ist, ist verständlich“. Und er fügt dann, im Rückblick auf sein eignes Werk, hinzu: „Und ich bin mir bewußt, alles vollkommen klar gedacht zu haben“¹⁰.

Ein andres Beispiel, mit dem wir zugleich aus der rein logischen Sphäre in die der realen Wirklichkeit selbst eintreten, ist die sinnvolle Anwendung von Mitteln zur Erreichung bestimmter Zwecke, ein Fall, den ich als *technisches Verstehen* (im weitesten Sinn) bezeichnen möchte. Aus dem sinnvollen Zusammenhang der Zweck-Mittel-Beziehung versteht man mit innerer Zwangsläufigkeit eine menschliche Handlung, ein Werkzeug, ein Glied einer Maschine, insofern sie sinnvoll und zweckmäßig angewandte Mittel zur Erreichung von vorgesetzten Zielen sind. Verstehen heißt hier, sie als Mittel zum Zweck zu begreifen, d. h. aus dem vorgegebenen Mittel den damit beabsichtigten Zweck mit Sicherheit entnehmen zu können. Und dasselbe gilt natürlich zugleich von jedem sprachlichen Bericht über menschliches Handeln, sofern die Zweckmäßigkeit des berichteten Verhaltens auch im sprachlichen Text hinreichend scharf zum Ausdruck kommt.

Es handelt sich hierbei um diejenige Form geschichtlichen Begreifens, die von *Gottl-Ottlilienfeld* in seinen 'Grenzen der Geschichte' überzeugend entwickelt hat. Geschichtliche Wirklichkeit ist für ihn von den bloß naturhaft vorhandenen Wirklichkeiten dadurch unterschieden, „daß hier die Logik gleichsam im Geschehen selbst steckt, daß sie zu dessen Substanz gehört, für seine eigenartige Struktur den Ausschlag gibt“¹¹, und darum auch im Verstehen nur herausgehoben zu werden braucht. Das Entscheidende ist in allen angeführten Beispielen dasselbe: Es gibt eine innere Logik der Sache selbst, und diese erlaubt eine eigentümliche Evidenz des Verstehens. Und von dieser inneren Logik [125/126] her hat das Verstehen seine genau bestimmte Vollkommenheit, die weder nach unten zu bloße Annäherungen zuläßt, noch nach oben hin Verbesserungen über das in der Sache schon Enthaltene hinaus zuläßt.

Nur am Rande sei hier bemerkt, daß zugleich auf diesem Gebiet (und nur auf diesem Gebiet) der sog. „Zirkel in den Geisteswissenschaften“ eine vollständige Auflösung erfährt: Wenn auch der Gang, der zu einer solchen Erkenntnis führt, sich niemals in einen stufenweise fortschreitenden strengen Aufbau umformen läßt, so rechtfertigt sich doch hinterher die gefundene Lösung als diejenige, in der allein sich die Vielheit der Teile zu einem einheitlichen Ganzen schließt. So ist es schon am einfachsten Beispiel, dem Verstehen eines lateinischen Satzes: Mag auch jedes einzelne Glied zunächst unbestimmt sein und mag man nur probierend an den richtigen Sinn herankommen, so hebt sich doch schließlich die richtige Lösung mit einer

⁹ Es sei gleich hier betont, daß die Verhältnisse auch beim Verstehen eines mathematischen Satzes nur in erster Näherung in der beschriebenen Weise aufgefaßt werden können. Es muß dabei vorausgesetzt worden, daß der Beweis schon zu seiner einsichtigen klassischen Gestalt gekommen ist, und es muß dabei ausgeschaltet werden, daß dieser Beweis wieder als Glied eines größeren Zusammenhangs aufgefaßt wird.

¹⁰ Johann Gottlieb Fichte, Werke, hgg. v. F. Medicus, Bd. I, S. 283.

¹¹ Friedrich v. Gottl-Ottlilienfeld, 'Wirtschaft als Leben', Jena 1926, S. 339 f.

eigentümlichen Evidenz als die einzige heraus, von der her man jedes einzelne Glied als sinnvoll und notwendig begreifen kann¹².

Die Sicherheit des Verstehens wird also überall durch einen eigentümlichen Charakter des zu verstehenden Werks bezeichnet, den man im Anschluß an Freyer¹³ zweckmäßig als „Bündigkeit“ bezeichnet. Diese Bündigkeit bezeichnet eine eigentümliche Vollkommenheit des durchgestalteten Werks, in dem nichts unbestimmt und ungeformt geblieben ist, sondern alles Gewollte und Gemeinte auch zu seiner vollkommenen Ausprägung gekommen ist. Eben diese Bündigkeit ist die Bedingung der Möglichkeit eines sicheren Verstehens.

Das gilt schon für die einfachsten Beispiele. Wenn von Gottl-Ottlilienfeld in seinen Überlegungen das Verstehen von der Logik der inneren Zweckmäßigkeit her begreift, die sich in einer technischen Gestaltung niedergeschlagen hat, so ist die Voraussetzung dieses technischen Verstehens, daß das betreffende Gebilde wirklich vollkommen unter dem Gesichtspunkt zweckmäßigen Handelns durchgestaltet ist. Wo sich der Handelnde geirrt hat, wo er sich unweckmäßig benommen hat, und unweckmäßige Mittel zur Erreichung seines Ziels anzuwenden versucht hat, ja auch nur, wo ein an sich mögliches Mittel nicht das zweckmäßigste zur Erreichung seines Zieles ist, überall da hört auch die Eindeutigkeit des Verstehens auf.

Und entsprechend gilt dann auch für das Verständnis eines Textes: Verständlich ist der Text, wo der betreffende Schriftsteller seine Meinung zum wirklich angemessenen und klaren Ausdruck durchgestaltet hat. Wo ihm dies nicht gelungen ist, wo er unklar und verschwommen bleibt, überall da kann auch das Verstehen nicht zur Klarheit gedeihen. Die vollkommene Klarheit des Textes ist also auch hier die Bedingung der Möglichkeit eines sicheren Verstehens.

Wo also das Werk zur vollkommenen Bündigkeit gestaltet ist, da gelingt auch das Ziel, im Verstehen genau das wieder zu realisieren, was der verstandene Schriftsteller wirklich gemeint hat. Man braucht nicht bei einem geringeren Grad stehen zu bleiben, weil diese vollkommene Bündigkeit eine restlose Erfassung ermöglicht. Und man kann umgekehrt auch nicht darüber hinausgehen, weil der Verfasser selbst keine Unklarheit zurückgelassen hat, die verbessert werden könnte. Hier ist also der reine Fall verwirklicht, wo ein Schriftsteller genau so verstanden werden kann, wie er sich selber verstanden hat.

6. Das Besser-Verstehen als Ergänzen des Unvollendeten

Hiermit ist zugleich der weitere Einsatz gegeben: Das vollkommen Bündige ist eindeutig verstehbar, aber zugleich ist auch nur das vollkommen Bündige eindeutig verstehbar. Und die Grenzen der Bündigkeit sind zugleich die Grenzen eines sicheren Verstehens. Wo dagegen im Schaffen die Bündigkeit nicht erreicht ist, da bleibt auch das Verstehen unbestimmt und der Meinung überantwortet.

Dieser neu sich aufdrängenden Schwierigkeit gegenüber ist nun ein doppelter Standpunkt möglich: Man kann auf der einen Seite um der Sicherheit des zu erzielenden Ergebnisses willen zum mindesten das wissenschaftliche Verstehen auf die Fälle einschränken, wo die Bündigkeit des Werks eine solche Vollkommenheit des Verstehens ermöglicht. Aber dagegen ist zu bedenken, daß die vollkommene Bündigkeit nur immer ein idealer Grenzfall ist, der in der Wirklichkeit nur in wenigen Ausnahmen – wie beispielsweise den mathematischen Sätzen – erreicht wird. Man wird diesen Gesichtspunkt bis zu einem gewissen Grade auch auf die Be-

¹² Grade diese eigentümliche Evidenz, die sich bei der vollkommenen Auflösung einstellt, begründet dann bei Georg Kerschensteiner den eigentlich bildenden Sinn der Übersetzungsarbeit, vgl. seinen ‘Begriff der Arbeitsschule’, S. 57 ff.

¹³ Hans Freyer, ‘Theorie des objektiven Geistes’, 3. Aufl. 1934, S. 90 ff.

schäftigung mit der Dichtung und der bildenden Kunst anwenden können, wo die Vollkommenheit des Gegenstands zugleich ein sachliches [127/128] Prinzip der Stoffauswahl darstellt. Aber auch schon hier entstehen Schwierigkeiten, weil bei der isolierten Heraushebung des Vollkommenen der volle geschichtliche Hintergrund verloren geht, in dem das vollkommen gestaltete Werk doch nur ein seltener Ausnahmefall ist. Schon hier würde also durch die Beschränkung des Stoffs die Möglichkeit eines wirklich umfassenden Eindringens wesentlich verringert. Für den Historiker dagegen ist eine solche Beschränkung auf das bündige Werk völlig unmöglich. Ihn geht nicht nur das Vollendete etwas an, sondern die Wirklichkeit in ihrer ganzen Erstreckung, und er muß sehen, wie er jedem erreichbaren Zeugnis seinen Sinn abgewinnt, das überhaupt zur Erforschung seines Gegenstands beitragen kann.

Hiermit entsteht eine völlig neue Aufgabe, nicht nur das Vollkommene, sondern auch das Unvollkommene zu verstehen, d. h. sich nicht nur auf das zu beschränken, wo die Sicherheit des Verstehens durch die Natur des Gegenstands gewährleistet ist, sondern sich zugleich in den Umkreis des Unsicheren hinauszuwagen, und auch das zu erfassen zu versuchen, was in einem Werk gemeint und gewollt ist, auch wenn dieses nicht zu seinem vollen Ausdruck gekommen ist. Hier entspringt die Aufgabe: nicht nur das zu verstehen, was ein Schriftsteller dem Wortlaut seiner Aussagen nach wirklich gesagt hat, sondern darüber hinaus auch das, was er „hat sagen wollen“¹⁴, d. h. aber: ihn besser zu verstehen, als er sich selber verstanden hat. Und hier entsteht die Frage: Unter welchen Bedingungen ist ein solches Besser-Verstehen möglich? Zunächst erscheint es in der Tat wieder als eine Vermessenheit: Wie kann ich als Verstehender mir zumuten, so weit in die innersten Gedanken eines andern einzudringen?

Wir wissen aus dem bisherigen im voraus: Grundsätzlich kann ein solches Besser-Verstehen nur da möglich sein, wo die Bündigkeit des Werks nicht erreicht ist, d. h. wo vom Werk selbst her *ein Spielraum offen gelassen* ist. Wir schalten dabei kleinere Widersprüche und Nachlässigkeiten aus, die einzelnen Stellen anhaften, die aber aus dem Ganzen des Werks zu beantworten sind. Diese Fälle sind auflösbar und nicht weiter interessant. Wir beschränken uns hier auf die wichtigeren Fälle, wo die Widersprüche nicht im Rückgang auf das Ganze zu beheben sind, sondern wo sie dem Werk als solchem anhaften. Hier ist offensichtlich [128/129] ein Punkt erreicht, wo eine gedankliche Bewegung nicht zu ihrem vollen Abschluß gekommen ist. Das kann natürlich wiederum zwei Gründe haben: Entweder ist es die Unfähigkeit des betreffenden Schriftstellers, und dann verlohnt die Sache keine weitere Mühe. Oder aber es liegt an der Sache, daß hier wirklich entscheidende und wichtige Dinge angerührt sind, deren Bewältigung die Kraft eines einzelnen übersteigt. Und dann entsteht die Aufgabe: hinter die ausdrückliche Formulierung zurückzugreifen und die geistige Bewegung aufzuspüren, die hier im Gang war, um aus ihr dann das Gemeinte und Gewollte zu verstehen.

Hier ergibt sich natürlich das Bedenken, daß jetzt, wo das Verstehen nicht mehr durch die Bündigkeit der Sache gehalten ist, der Willkür und der Subjektivität ein beliebiger Spielraum geöffnet wird. Aber ein genaueres Durchdenken zeigt, daß dies keineswegs der Fall zu sein braucht. Zwar ist gewiß, daß die Sicherheit des Verstehens, die bei vollkommener Bündigkeit möglich ist, in diesen neuen Fällen nicht wieder erreicht werden kann. Aber auf der andern Seite ist damit nicht ein beliebiger Spielraum geöffnet, sondern *den Halt, den das Werk nicht mehr geben kann, gibt jetzt die im Werk besprochene Sache selbst*. Indem ich jetzt nicht nur das Werk als solches zu deuten versuche, sondern an seiner Hand zugleich in die behandelten Sachzusammenhänge selbst eindringe, erwächst aus diesen eine Klarheit, mit der sogar das im Werk noch Unausgesprochene, ja selbst das Verfehlete und schief Dargestellte erkannt und wieder zurechtgerückt werden kann.

Hiermit ist der erste und einfachste Fall eines möglichen Besser-Verstehens bestimmt. Es handelt sich um, *das Verstehen des Bruchstückhaften und Unvollendeten*. Hier ist es möglich,

¹⁴ Sowie es Martin Heidegger, 'Kant und das Problem der Metaphysik', Bonn 1929, S. 193, ausdrücklich formuliert hat.

über den vom Schriftsteller selbst erreichten Stand hinauszugehen und den angefangenen Gedanken zu Ende zu denken und von diesem Ende wiederum den beim Schriftsteller selbst erreichten Stand genauer zu bestimmen. Die Möglichkeit dieses Besser-Verstehens aber liegt darin begründet, daß die sachliche Einsicht vorhanden ist, die das im Text nicht voll zur Entfaltung Gekommene ergänzt. Die Voraussetzung dieser Möglichkeit ist allerdings, daß der Text wenigstens so weit bestimmt ist, daß das Ziel selbst mit einer hinreichenden Deutlichkeit daraus abgenommen werden kann. Das kann durchaus der Fall sein, aber das braucht es nicht zu sein; und daraus entstehen neue Unbestimmtheiten, die eine gesonderte Behandlung erfordern. [129/130]

7. Das Besser-Verstehen als Erhellen der Hintergründe

Blicken wir von dem jetzt erreichten Stand auf die bisher behandelten Möglichkeiten des Verstehens und Besser-Verstehens zurück, so sind sie gemeinsam dadurch gekennzeichnet, daß das Verstehen gleichsam in der Richtung des zu verstehenden Schriftstellers selbst vorwärtig, daß sich der Verstehende gleichsam an seine Stelle versetzt, um in einem Weiterdenken des dort Begonnenen gewissermaßen dessen Werk zu vollenden. Aber wir sehen jetzt zugleich die Grenzen dieses bisher geübten Verfahrens: Es ist nur da anwendbar, wo wenigstens die Zielrichtung der zu verstehenden Fragerichtung eindeutig klar ist. Wo diese fehlt und erst – mit sich dabei einstellenden neuen Unsicherheiten – im Verstehen bestimmt werden muß, da ergibt sich die Notwendigkeit einer neuen Besinnung, eines Abstandnehmens vom unmittelbar gegebenen Gedankengang, das also, was Boeckh als „Reflexion“ bezeichnete.

Von hier aus wird deutlich, daß mit dem bisher Behandelten die Möglichkeiten des Verstehens noch gar nicht erschöpft sind, sondern diese ergeben sich erst daraus, daß der Ausleger seinem Schriftsteller gegenüber einen *abweichenden eigenen Standort* einnehmen kann, durch den er das dort von innen Gesehene gewissermaßen von außen her sehen kann, durch den er sich außerhalb und – wenn man so sagen will – oberhalb der direkten Gedankenbewegung des Schriftstellers stellen kann. Das sind gewiß Zusammenhänge, die jedem aus der eignen Arbeit des Interpretierens selbstverständlich sind, aber die man trotz ihrer Selbstverständlichkeit doch einmal besonders hervorheben muß, um sie in ihrer vollen Bedeutung für unsre Fragestellung zu verstehen.

Dahin gehört, daß bei jedem Denker grade die entscheidenden und *grundlegenden Begriffe* nicht ausdrücklich definiert zu sein pflegen, sondern vom Auslegenden erst aus der Art und Weise ihres Gebrauchs bestimmt werden müssen. Dasselbe gilt von den *tragenden Hintergründen*, von den leitenden Anschauungen eines Denkers. Sie alle pflegen nicht ausdrücklich behandelt zu sein, sondern gehen erst aus dem Ganzen des Werks hervor.

Dies ist nicht Nachlässigkeit: daß hier irgend welche Vorsichtsmaßregeln wissenschaftlicher Methode außer acht gelassen seien, sondern dies liegt tief im Wesen des menschlichen Schaffens selbst begründet. Grade die grundlegenden Begriffe, grade die leitenden Überzeugungen sind einem Menschen so selbstverständlich, daß er über sie nicht besonders nachdenkt, ja daß er sich nicht einmal [130/131] dessen bewußt zu sein braucht, daß es sich hier um besondere, nicht selbstverständliche, sondern jeweils historisch bestimmte Überzeugungen handelt. Jede Leistung wächst aus einem bestimmten weltanschaulich bedingten Boden hervor, aber sie braucht von diesem Boden nichts zu wissen und kann überhaupt nur in einem beschränkten Maß davon wissen. Es gehört zum Wesen des menschlichen Lebens, daß es in jedem Augenblick von einem Lebensverständnis getragen ist, das es leitet, aber das es sich niemals als Ganzes gegenständlich machen kann. Das Schaffen wird überall von diesem Verständnis getragen, aber das Schaffen sieht von sich selbst weg auf die Sache, es sieht nur die Sache, nicht ihr eignes Verhältnis zu ihr. Dem Verstehenden dagegen sind diese Untergründe nicht selbst-

verständlich, und darum kann er einen Zugang zum Werk nur gewinnen, wenn er zugleich diese Untergründe herausarbeitet und von ihnen her dann das Werk versteht.

Daraus wird deutlich, daß sich *das Verstehen des Schaffenden und das des Verstehenden gar nicht decken können*. Es ist etwas anderes, was der eine und was der andere vor Augen hat. Sie sehen nicht dasselbe, sondern sie sehen jeweils verschiedene Ausschnitte. Und dies nicht nur, weil dem einen etwas anderes wichtig und unwichtig ist als dem anderen, sondern aus dem tieferen eben berührten Grund, daß der Verstehende grundsätzlich mehr sehen kann als der gewissermaßen im Schaffen Eingesponnene. Dies führt zugleich hinüber zu den verwickelten Verhältnissen von Selbstverstehen und Fremdverstehen, die wir aber gegenwärtig nicht anrühren wollen. Hier sei daraus nur die einfache Einsicht herausgehoben, daß der Satz, einen Autor besser zu verstehen, schon darum seine Überheblichkeit verliert, weil man einsehen kann, daß notwendig der Verstehende anders und darum in manchem auch mehr verstehen muß als der Verstandene selbst. Er verliert schon darum seine Überheblichkeit, weil dieses Besser-Verstehen auch wieder nur an bestimmte Zusammenhänge gebunden ist und gar nicht bedeutet, daß der Verstehende darum den vollen Umkreis des zu verstehenden Werks ausgeschöpft hat.

Fassen wir das Grundsätzliche dieser letzten Überlegungen zusammen, so ergibt sich hier: Wo wir die Ebene einer rein logischen Bündigkeit verlassen und in den Bereich der lebensmäßig-weltanschaulichen Bindung menschlicher Lebensäußerungen eintreten, da kann sich das Verstehen gar nicht damit begnügen, nur das nachzuvollziehen, was der Schriftsteller selbst gesagt hat, sondern [131/132] weil der Verstehende ein anderer ist, weil für ihn nicht selbstverständlich ist, was für den Schriftsteller selbst selbstverständlich war, darum muß er sich zugleich die Hintergründe verdeutlichen, aus denen die, betreffende Äußerung hervorgegangen ist. Er kann den Schriftsteller gar nicht so verstehen, wie dieser sich selber verstanden hat, sondern um ihn überhaupt zu verstehen, muß er notwendig über das hinausgehen, was der Betreffende ausdrücklich von sich gesagt oder auch nur ausdrücklich von sich gewußt hat, d. h. er muß ihn besser verstehen, als er sich selber verstanden hat. Das „Besser-Verstehen“ ist also gar keine Steigerung des Genau-so-gut-Verstehens, sondern liegt in einer ganz anderen Ebene. Oder etwas zugespitzt ausgedrückt: *Es gibt überhaupt kein Verstehen, das nicht seinem innersten Wesen zufolge schon ein Besser-Verstehen wäre*.

8. Die schöpferische Deutung des Ausdrucks. Die Lehre vom unbewußten Schaffen

Die bisherigen Überlegungen lassen sich noch nach einer wesentlichen Seite hin vertiefen. Soweit es bisher entwickelt war, beruhte das Besser-Verstehen auf dem Abstand, durch den der Verstehende sich die Stellung des verstandenen Schriftstellers von außen her im ganzen gegenständlich machen kann, während der Schriftsteller selber in seinem Weltbild mit allen seinen unausdrücklichen Voraussetzungen so eingesponnen ist, daß er sich dessen niemals – oder nur unter äußersten Schwierigkeiten – im ganzen bewußt werden kann. Das, was hier Besser-Verstehen genannt wurde, ist also eine Folge der Verschiedenheit des Standpunkts und eine Folge der Verschiedenartigkeit der Erkenntnismöglichkeiten, die sich bei der Betrachtung eines Weltbilds von außen her und von innen her einstellt.

Auch dieses, daß sich niemand im Leben dessen bewußt sein kann, was ihm selbstverständlich ist, kann man selbstverständlich als ein „unbewußtes Schaffen“ bezeichnen. Um aber klar zu sehen, muß man dies scharf von der anderen Lehre vom „*unbewußten Schaffen*“ unterscheiden, wie diese vor allem von Dilthey entwickelt worden ist und wie sie dann in der modernen

Ausdruckslehre leitend geblieben ist. Erst von dieser Lehre her läßt sich das tiefste Verständnis unsres Satzes gewinnen¹⁵.

Diese Betrachtung setzt ein mit dem Verständnis dessen, was ‚Dilthey im strengen Sinn als ‚Ausdruck‘ oder als ‚Erlebnisausdruck‘ bezeichnet hat. Der Ausdruck unterscheidet sich von den andern Formen menschlichen Schaffens – so beispielsweise von dem vorher behandelten Fall einer reinen Zweckhandlung¹⁶ – durch die Art und Weise, wie er in die Tiefen des unbewußten Lebens hinabreicht. Zweckhandlung ist menschliches Schaffen soweit, als die planmäßige Durchführung Schritt für Schritt im Bewußtsein liegt und zum Schluß das Ziel, das von Anfang an klar erkannt war, vom Entwurf in die Wirklichkeit umgesetzt ist. Ausdruck dagegen ist menschliches Schaffen soweit, als sich im Schaffen aus den Tiefen des unbewußten Lebens heraus etwas gestaltet, was der Schaffende selbst vorher gar nicht gewußt hat und über das er hinterher oft selber erstaunt sein kann. Es ist genau derselbe Unterschied, den vom Vollzug der leibhaften Bewegung her Klages als den von Willkürbewegung und Ausdrucksbewegung ausführlich herausgearbeitet hat¹⁷. Die vorsichtige Form der Einführung mit einem ‚soweit – als‘ ist darum notwendig, weil eine reine Zweckhandlung und eine reine Willkürhandlung in der Wirklichkeit gar nicht für sich vorkommen, sondern immer beide als die zwei Seiten an einem und demselben Werk vereinigt sind, obgleich natürlich im einzelnen Fall bald die eine und bald die andre Seite im Vordergrund stehen kann.

Und nun besteht der Unterschied darin: soweit das Werk des Menschen der reinen Zweckhandlung entspringt, erlangt es die Bündigkeit, von der wir erkannten, daß sie die Bedingung der Möglichkeit eines genau so guten Verstehens ist. Soweit aber das Werk Ausdruck ist, verliert schon die bloße Orientierung an einem genau so guten Verstehen ihren Sinn, weil sich im Ausdruck der Mensch überhaupt noch nicht versteht, eben weil er im Ausdruck aus dem Unbewußten heraus schafft, oder höchstens sich versteht, wenn er rückblickend als ein Fremder sein eignes Werk betrachtet. Der Ausdruck hat also die tiefe Leistung, ihm selber unbewußt aus den Tiefen des Lebens schöpferisch Neues hervorzubringen. Und nur in diesem Bezug zum Unbewußten ist menschliches Leben im echten Sinn schöpferisch.

Was aber heißt in diesem Fall Besser-Verstehen? Man kann darum so schlecht davon sprechen, weil im Ausdruck ja noch gar [133/134] kein Verstehen vorliegt, das dann verbessert werden könnte. Eben dies bedeutet ja, daß der Ausdruck unbewußt ist. Und umgekehrt: grade weil der Ausdruck sich selber noch nicht im Verstehen gegenständlich hat, darum bedarf er der verstehenden Deutung, die das in ihm Enthaltene heraushebt und zum klaren Bewußtsein erhebt. Ausdruck und Deutung, Schaffen und Verstehen verlangen einander also wechselseitig und nur in ihrem Wechselverhältnis vollzieht sich die Entwicklung des Geistes. Der Ausdruck ist schöpferisch, aber er ist in sich noch blind und unbestimmt. Die theoretische Arbeit kann von sich aus keine schöpferischen Leistungen hervorbringen, sondern bleibt angewiesen auf die vorgängige Leistung des unbewußt schaffenden Lebens, aber erst in deren Deutung hebt sie den darin enthaltenen Sinn empor. Diese Deutung aber ist nicht nur ein einfaches Aussprechen der schon vollständig im Ausdruck enthaltenen Bedeutung, sondern selber eine schöpferische Leistung, die von sich aus erst das noch Schwankende festlegt und die Bedeutung mit erschafft. Und nur in diesem Sinn sprechen wir von der Unergründlichkeit eines Kunstwerks, von der Unergründlichkeit jedes menschlichen Werks, an dem die unbewußt schaffende Leistung des Ausdrucks mit wirksam gewesen ist: *daß durch die Deutung der Gehalt des Werks schöpferisch vermehrt wird.*

An dieser Stelle liegt der tiefste Sinn, auf den der Satz vom Besser-Verstehen hinzielt, dem gegenüber sich aber zugleich dieser Satz als eine nur vorläufige und unzulängliche Formel

¹⁵ Weil ich diese Zusammenhänge schon anderweitig ausführlicher behandelt habe, kann ich mich an dieser Stelle kurz fassen, vgl. ‚Zum Begriff der Geschichtlichkeit‘, in ‚Gegenwartsfragen der Wirtschaftswissenschaft‘, hrsg. v. H. Hunke u. E. Wiskernann, 1939, S. 314 ff.

¹⁶ Vgl. oben S. 132.

¹⁷ Vgl. etwa Ludwig Klages, ‚Graphologie‘ 1935, S. 27 ff.

enthüllt: Jedes Verstehen des Ausdrucks ist notwendig ein Besser-Verstehen, weil einmal der Mensch im Ausdruck sich gar nicht selbst versteht, sondern der Ausdruck von sich aus zu seiner eignen Vollendung die Deutung verlangt, und weil zum andern die Deutung zugleich eine wesensmäßig schöpferische Leistung ist, die dem im Ausdruck Offenbarten jetzt in eigner Leistung einen Sinn abgewinnt. Dies gilt nicht von allen Leistungen des Verstehens, in denen zugleich die früher behandelten Ebenen wirksam sind, es gilt nur von jenen letzten Spitzen des Verstehens, wo wirklich dem, was an einem Werk Ausdruck ist, ein noch unverwirklichter Sinn abgewonnen wird. Hier aber wird die Deutung selber schöpferisch. Und an dieser letzten Würde jeder Interpretation wird man letztlich den Sinn der Geisteswissenschaften bestimmen müssen.

9. Die Grenzen des Besser-Verstehens

Der letzte Kern, der sich so herausgebildet hat, war das Verstehen als ein Vorgang schöpferischer Fortbildung, durch den der [134/135] Verstandene und der Verstehende gemeinsam in den wechselweise sich ablösenden Lauf der Geistesentwicklung eingeordnet sind. Hier aber müssen wir noch einmal innehalten und fragen: Ist dies das letzte Wort? Man wird zögern, weil so die Grenzen einer schöpferischen Fortbildung unbeschränkt erscheinen, und es entsteht die Frage nach den Grenzen der Möglichkeit einer solchen schöpferischen Fortbildung und Verwandlung. Die Antwort auf diese Frage ist durch den Lebensbegriff gegeben, der dieser Deutung des Verstehens zugrunde liegt. *Verstehen im Sinn der wirklich schöpferischen Fortbildung ist nur möglich, soweit eine wirkliche Gemeinsamkeit Verstehenden und Verstandenen umgreift*, d. h. soweit man wirklich sagen kann, daß es dasselbe Leben ist, das den Ausdruck geschaffen hat und das im Verstehen diesen Ausdruck sich innerlich aneignet. Denn nur soweit diese Gemeinsamkeit reicht, ist es möglich, daß die im Ausdruck gestaltete Sache in einer neuen Leistung vorwärts gebracht wird, daß also wirklich der eine das Werk des andern weiterführt. Und damit sind zugleich die Grenzen dieses Verstehens deutlich: *Die schöpferische Möglichkeit des Verstehens hört dort auf, wo eine wirkliche Kluft den Verstehenden und den Verstandenen trennt*. Es gab gewiß einmal eine Zeit, die an die grundsätzliche Verstehbarkeit alles Menschlichen glaubte. Und gegen diese Zeit erhob sich dann der hier in der Tat berechtigte Vorwurf, daß das Verstehen im Sinn einer alles verstehenden und alles verzeihenden Haltung alle Grenzen verwische und damit jede wirklich entschiedene Stellungnahme unmöglich mache.

Aber dieser Vorwurf ist falsch. Er verkennt, daß das Verstehen nicht die Aufhebung der eignen Stellungnahme bedeutet. Man versteht nicht nur das, mit dem man durch die Sympathiebeziehung eines einigen Lebens verbunden ist. Man versteht nicht nur den Freund, sondern auch den Feind, man versteht nicht nur die eigene Lebensmöglichkeit, sondern auch die grundsätzlich verschiedene weltanschauliche Haltung. Ja man kann sogar sagen, daß gerade die Unerbittlichkeit einer Feindschaft eine unheimliche Hellsichtigkeit für die Schwächen des Gegners (die doch auch echte Wesenszüge bedeuten), eine ungeheure Energie für das Eindringen in die innersten verborgenen Beweggründe ermöglicht. Nicht nur die Liebe, sondern ebenso sehr auch der Haß haben eine erleuchtende Kraft und schärfen den Blick des Verstehens. [135/136]

Auch bei der Feindschaft handelt es sich um ein echtes Verstehen, das zu einer eignen und unentbehrlichen Leistung hinführt, die bisher viel zu wenig beachtet ist. Man könnte in Anlehnung an Nietzsches „kritische Geschichte“ von einem *kritischen Verstehen* sprechen, das seine eigene Leistung in seiner befreienden Wirkung hat. Es richtet sich gegen das Fremde, sowohl wo es von außen her hemmend dem eignen Leben entgegensteht, als auch wo von innen her das eigne Leben von seinem wahren Wesen abgefallen oder in Verfestigungen erstarrt ist, und schafft so Raum für die freie und lebendige Entfaltung des eignen Wesens. Dieses kri-

tische Verstehen ist eine notwendige und unentbehrliche Leistung jeden geschichtlichen Lebens, weil sich dieses zu jeder Zeit immer nur in der Auseinandersetzung mit andern Möglichkeiten behaupten und entwickeln kann. Hierhin gehört beispielsweise die gegenwärtige Auseinandersetzung mit den Denkformen des 19. Jahrhunderts, die die verborgenen Hintergründe dieser Haltung mit einer Schärfe herausarbeitet, die nur aus dem aggressiven Willen heraus möglich ist. Die Schärfe, die darin oft hervortritt, ist in der Notwendigkeit begründet, daß sich jede Gegenwart den Raum für ihre eigene Gestaltung erst in der Absetzung von der Vergangenheit freilegen kann.

Alle geistige Entwicklung geschieht nur in dieser befreienden Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, und diese gehört ebenso ursprünglich zu ihr, wie das eben berührte Verhältnis der .schöpferischen Fortentwicklung¹⁸. Man erkennt daraus mit aller Deutlichkeit, wie unrechtmäßig der Vorwurf ist, das Verstehen führe zu einer unkämpferischen Haltung. Es gibt auch ein kämpferisches, ein angreifendes Verstehen, das sich gegen die Lebensformen richtet, die nicht zum eigenen Leben gehören, sondern ihm als fremdes und feindliches Leben gegenüberstehen. Und dieses bleibt eine unentbehrliche Leistung, weil sich die geschichtliche Wirklichkeit niemals zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließt, sondern Kampf und Auseinandersetzung notwendig enthält. [136/137]

10. Das Wechselverhältnis von kritischem und schöpferischem Verstehen

Aber man muß auf der andern Seite auch wieder die Grenzen dieses kritischen Verstehens sehen. Auch dieses Verstehen ist ein echtes Besser-Verstehen, das Hintergründe freilegt, die dem Verstandenen selbst verborgen bleiben. Aber dieses Verstehen kann niemals schöpferisch werden, sondern ist seinem innersten Wesen nach bei aller seiner Schärfe und grade durch seine Schärfe auflösend und zersetzend. Es durchleuchtet, es deckt auf, legt frei, aber es baut nicht auf und bringt nicht neue Bedeutung hervor. Das ist keine Verringerung seines Werts, sondern grade die Bezeichnung seiner besonderen und unentbehrlichen Leistung für das Leben, seines „kritischen“ Charakters. Es ist notwendig, solange sich der Mensch um sein innerstes Wesen kämpferisch auseinandersetzen muß. Es entartet dann allerdings, sobald es nicht mehr vom Ernst der eignen Auseinandersetzung getragen wird, sondern in eine Betrachtung bindungsloser Neugier übergeht, deren auflösende Wirkung nicht mehr im Dienst des eignen Lebens steht, sondern sich als richtungslos gewordene Kritik dann auch notwendig gegen dieses selbst richtet. Aber auch das echte kritische Verstehen erfüllt nur dann seinen eignen Sinn, wenn es auf jenes andre, schöpferische Verstehen zurückbezogen bleibt. Und schöpferisch ist das Verstehen nur, soweit es sich mit dem Verstandenen innerlich einig weiß, soweit beide in der Stetigkeit eines und desselben Lebens verbunden sind, an dem sich beide gemeinsam dienend wissen.

Wie weit die Gemeinsamkeit des Lebens geht, die Verstehenden und Verstandenen miteinander verbindet, läßt sich allerdings nicht in jedem einzelnen Fall vorher entscheiden, ja es kann bei einem und demselben gegebenen Schriftsteller – denken wir etwa an Platon oder Kant – verschieden sein je nach den verschiedenen Bestandteilen des Werks. Entscheidend aber ist: nur so weit die wirkliche Einssetzung reicht, nur soweit ich seine Ansichten wirklich als die meinen aufnehmen kann, nur so weit ist auch eine eigne Fortentwicklung möglich, nur so weit kommt der Gegenstand in der Arbeit an ihm selbst in Bewegung. Wo ich aber bloßer Beob-

¹⁸ Im gegenwärtigen Zusammenhang, wo nicht von der Theorie des Verstehens allgemein, sondern nur von den Möglichkeiten des Besser-Verstehens die Rede ist, kann die Leistung des kritischen und aggressiven Verstehens nicht zur vollen Geltung kommen. Diese ist nicht, wie hier allein verfolgt wurde, vorn verstandenen Werk (dem Text) her, sondern nur vom Verstehenden selber zu begreifen. Darauf hoffe ich demnächst in andrem Zusammenhang ausführlicher zurückzukommen.

achter bleibe oder mich dagegen entschieden habe, da wird auch das Verstehen in die Grenzen eines schon bestehenden, nicht mehr verwandelbaren Gegenstands zurückgedrängt.

Das Verstehen ist also in seinem innersten Wesen verschieden, je nachdem es *mit* dem andern oder *gegen* den andern geht. Und weil es je ein andres ist, darum hegt allem Verstehen schon immer [137/138] eine Entscheidung zugrunde. Darum kann man nicht sagen: ich verstehe erst, und je nach dem Ergebnis nehme ich dann dazu Stellung, sondern im Verstehen ist schon immer vorgängig und das Verstehen schon leitend eine Stellungnahme enthalten. Auch das Besser-Verstehen ist nach beiden Richtungen hin möglich. Aber auch hier ist es so, daß die Stellungnahme nichts Nachträgliches ist, was zum Ergebnis des Verstehens hinzukommen könnte, aber nicht brauchte, so daß also ein Verstehen auch ohne eigne Stellungnahme möglich wäre, sondern umgekehrt: *nur um den Preis einer klaren Stellungnahme gibt auch das Verstehen seine letzten Möglichkeiten frei*, sei es im kritischen Sinn, in der Schärfe der Durchdringung, oder sei es im schöpferischen Sinn, in der wirklich vorwärts führenden Tat, die nicht einfach ein Bestehendes hinnimmt, sondern die aus der Uerschöpflichkeit jedes großen Lebensausdrucks im Verstehen einen neuen Sinn herausholt und damit von sich aus seine Bedeutung vermehrt.

Und wenn so kritisches und schöpferisch deutendes Verstehen als gleich ursprüngliche Leistungen des Lebens begriffen werden müssen, so ergibt sich unter dem Gesichtspunkt des Besser-Verstehens dann doch ein Vorrang der bejahenden Deutung: Seine wirklich letzte Möglichkeit wird das Verstehen nur da freigeben, wo sich der Verstehende aus innerster Verbundenheit zum Verstandenen bekennt. Man wird sich nur hüten müssen, den Umkreis dieser „existentiellen“ Bejahung zu weit zu ziehen, der wesensmäßig immer nur auf wenige Möglichkeiten beschränkt ist.